BätschelorsAllgemeine

In dieser Ausgabe:





Impressum

Chefredaktion:	Julia Kaiser, Thorsten Denkler
CvD und Redaktion:	Anna-Sophie Keller
Titel und Redaktion:	Carolin Loysa
Bilder und Reaktion:	Marcel Nakoinz
Layout und Redaktion:	Monique Jörß
Redaktion:	Sarah Baas
	Hanno Berger
	Katharina Bergmann
	Ricarda Busse
	Marina Choikhet
	Gabriela Dyck
	Ana Laura Edelhoff
	Charlene Florencio dos Santos
	Sabrina Hofer
	Anna Panek



Gespenster der Straßen
Die KuB bietet Anlaufstellen für Straßenkinder in Berlin

Von: Katharina Bergmann

Lilly sitzt auf einer Bank und schaut auf die Spree. Es regnet. „Manchmal zerfließen die Tage“, sagt die Fünfzehnjährige, beobachtet dabei einen Tropfen, der ihr Handgelenk entlang rinnt. Sie meidet Blickkontakt. Wenn sie doch einmal die Augen hebt, stoßen ihre dichten Wimpern an die langen, kastanienbraunen Ponysträhnen. „Mir ist oft langweilig. Ich laufe herum, so ziellos und mir ist oft kalt.“ Sie ist dort aufgewachsen, wo es „nichts gibt" sagt sie, „gar nichts. Dorf eben. Ist doch egal wo. Alles sieht gleich aus“. Vor knapp drei Monaten stieg sie in Berlin aus dem Zug, der weiter fuhr an die Nordsee. Sie blieb allein am Bahnsteig stehen. Das zierliche Mädchen wischt mit einem Ärmel über das feuchte Gesicht, kleine Brocken getrockneter Wimperntusche lösen sich auf, hinterlassen rußige Spuren auf ihren Wangen. Sie zieht die Nase kraus, „dieser blöde Regen.“

Ununterbrochen rinnen Tropfen die Fensterscheiben der Kontakt- und Beratungsstelle für Kinder in Not (KuB) hinab. Dort sinkt Robert Hall seufzend in seinen Stuhl. Groß, hager, schlaksig lehnt er sich zurück, nippt an einem Becher mit schwarzem Kaffee.
Müdigkeit hat tiefe Furchen in sein Gesicht gezeichnet, doch seine Augen sind hellwach, lassen den 50jährigen Sozialarbeiter fast jungenhaft wirken. Von seiner Arbeit erzählt er schnörkellos, unprätentiös und doch liegt ein tiefes Mitgefühl in seiner Stimme. „Diese Kinder haben alles erlebt, was man sich vorstellen kann, von Vernachlässigung, Misshandlung, Vergewaltigung bis hin zu Mord. Alles.“
Robert Hall kennt die Geschichten unter den Kapuzenpullis der Kinder und Jugendlichen, die am „KuBus“ belegte Brote essen, in der „Zoobaracke“ Tischtennis spielen oder sich ab 22 Uhr im „Sleep In“ in der Fasanenstraße einfinden. In dem kleinen Wellblechhaus, neben dem gedrungenen Backsteinbau der Volkswagenbibliothek, sieht Robert Hall still aus dem Fenster seines Büros. Der Sozialarbeiter und Leiter der KuB begegnet seit 26 Jahren täglich Jugendlichen, die ausgebrochen sind aus der Enge der Dörfer, aus zerbrochenen Familien, fort von Gewalt, Misshandlung und Verwahrlosung, um in der Anonymität der Hauptstadt unterzutauchen, oft um sich dort selbst zu verlieren.



"Manchmal zerfließen die Tage".
Seit drei Monaten lebt die 15jährige Lilly auf den Straßen Berlins.
Foto: Antonia Falkenstein

Jugendliche wie Lilly. „Zu Hause war ich genauso alleine wie hier“, Lillys schmale Gestalt wirkt verloren unter dem schweren, armygrünen Parka, im milchigen Grau einer Pfütze scheint ihr Spiegelbild völlig zu verschwimmen.

Ihre Eltern sind arbeitslos, verbringen die Tage in der Dorfkneipe oder vor dem Fernseher. Manchmal schlägt sie der Vater, die Mutter schaut weg. „Ich bin so ein richtiges Klischee-Ausreißerkind, oder?“ Sie lacht, kurz, bitter und hart, es klingt fast wie ein Husten.
Wenn sie von ihrem „alten Leben“ erzählt, wirkt sie kühl und emotionslos. Als ihr Ärmel zufällig hoch rutscht, sieht man unzählige haarfeine Schnitte auf ihrem Unterarm. Sofort vergräbt sie die Hände tief in den Taschen ihres dunkelgrünen Mantels, die feuchten Haare kringeln sich unter der Kapuze. Plötzlich bleibt sie stehen, lehnt sich an eine Hauswand.
„An meinen kleinen Bruder denke ich

jeden Tag, den vermiss´ ich sehr". Ihre Tagträume klingen unerwartet bürgerlich, sie möchte ihren Bruder zu sich holen, vielleicht doch irgendwann wieder zur Schule gehen, eine eigene Wohnung finden. Sie würde ihre Wände grün streichen, wie Urwalddickicht. Es ist, als hebe sich ein Schleier von ihren Augen, wenn sie mit weicher Stimme, fast abwesend erzählt. „Etwas zu haben, was nur dir allein gehört, so zum Festhalten." Sie fröstelt, beginnt an den Knöpfen ihres Mantels zu nesteln.
Doch sind es weniger die schneidenden Temperaturen dieser Tage, die sie fürchtet, vielmehr ist es die täglich empfundene Kälte der immer eiligen Menschen, in den zugigen U-Bahnschächten oder vor dem Supermarkt. Dort schnorrt Lilly manchmal mit anderen, doch meist allein. Lieber lässt sie sich als „Penner" beschimpfen, als ignoriert zu werden. „Als ob man gar nicht da ist. Die schauen durch einen durch, wie Luft." Sie verzieht die zartrosa, rissigen Lippen zu einem Lächeln. "Ich bin ein Gespenst für die."

Robert Halls Worte klingen nüchtern: „Viele der Straßenkinder haben keine seelischen Ressourcen mehr, sie sind bindungslos." Durch die Maschen des sozialen Netzes gefallen, sammeln sich die Jugendlichen an Plätzen wie dem Bahnhof Zoo oder dem Alexanderplatz. Und dort, an den Brennpunkten der Szene, sprechen die Streetworker der KuB die Straßenkinder an, versorgen sie und ihre Tiere, seien es Ratten oder Hunde, mit Essen oder Medikamenten, beraten, informieren oder hören einfach nur zu. Ihr Ziel ist es, die Jugendlichen von der Straße zu holen .
Und einmal im Jahr auch auf die Bühne. Denn seit zehn Jahren stehen im Theaterprojekt der KuB die Kinder der Straße im Scheinwerferlicht. Unter der künstlerischen Leitung der Wiener Regisseurin und Schauspielerin Margaretha Riefenthaler schlüpfen sie beispielsweise in die Rolle eines Firmenchefs oder spiegeln in einer neuen Adaption von „Romeo und Julia" ihre eigene Theaterarbeit.

„Das gemeinsame Erlebnis steht im Vordergrund", sagt Hall. Die dreimonatige Probenzeit schweiße die Gruppe der etwa 30 Teilnehmer zusammen, jedoch „auf einer dünnen Ebene". So fragil und zerbrechlich diese aber auch sein mag, das Projekt ist erfolgreich. Die meisten der jungen Schauspieler beginnen um einen Ausstieg aus der Szene zu kämpfen, sich neu im Leben zu orientieren. Sie nehmen die Hilfe der Organisation an, finden eine Wohnung, neue Freunde, beginnen eine Ausbildung oder setzen die Schule fort. Daher ist vor der Premiere häufig kaum noch ein Drittel der Teilnehmer im Saal der Berliner Tribüne dabei. Dies spiegelt den Erfolg des Theaterprojekts wieder. Viele wollen einmal die Hauptrolle spielen.
Nicht als obdachloser Jugendlicher, der in Abrisshäusern schläft, vor U-Bahn Schächten schnorrt, gepierct oder tätowiert ist, dessen Haar in Farbe und Form an einen Regebogen erinnert, sondern als Mensch im Mittelpunkt stehen.

„Niemand will auf seine Probleme reduziert werden". Robert Hall klingt lakonisch. Er stellt den leeren Kaffeebecher auf den Tisch, um 22 Uhr öffnet das „Sleep In" seine Türen.

Lilly läuft an der Spree entlang, Richtung Fasanenstraße und KuB. Bis morgen um zehn Uhr kann sie in der Notunterkunft bleiben, dann treibt es sie wieder auf die Straßen. Wenn sie von der Zukunft spricht, sagt sie „irgendwann". Für heute reicht es ihr zu wissen, nicht im Regen schlafen zu müssen.



„Ich bin ein Gespenst für die." Viele Straßenkinder verlieren sich in der Anonymität der Großstadt.
Foto: Antonia Falkenstein

Die jüngste Generation der Villa Kunterbunt

Ob schick oder mit Kaninchen – die O 45 ist lebendiger Zeitzeuge der Besetzerwelle der 80er Jahre in Kreuzberg

Von: Gabriela Dyck



Der Dachboden der O 45 im Vorderhaus: Treffpunkt für alle.
Foto: Cristian Wiesenfeld

Die drei Meter hohen schneeweißen Wände der Parterrewohnung des 19-Jährigen Leonardo Wollert sind völlig schlicht gehalten. Es gibt keinerlei Verzierung oder Schmuck, was sie noch höher erscheinen lässt. Wirbelten nicht die Staubpartikel beim Gehen hoch, würde dieser Raum beinahe einen sterilen Eindruck erwecken. Leonardo trägt T-Shirt über gebleichter Jeanshose und sitzt breitbeinig in Hauspantoffeln auf seinem cremefarbenen Ledersofa. Er hält die Hände im Schoß, streicht sich über seinen Kinnbart und erzählt vom energie- und zeitaufwändigen Umbau dieser Wohnung vor gut einem Jahr. Er hatte ihn sich größtenteils mit selbstverdientem Geld finanziert. Noch jobbt er täglich, aber im Oktober will er eine Ausbildung zum Maschinenschlosser beginnen.

Von den übrigen 33 Bewohner sind sechs von Anfang an dabei gewesen. Sie stellen den feste Kern des Hauses dar. Christoph Villinger, der als freier Journalist tätig ist, erzählt die Anfänge dieses Wohnprojektes und rührt dabei Zucker in seinen schwarzen Tee. Das Haus wurde 1980 von verschiedenen Leuten besetzt. „Ich war damals ein junger Punk“, sagt Villinger. Einer von ihnen besaß einen Kiosk um die Ecke und Leonardos Mutter war aus der „Szene“ Italiens gekommen. In dieser Zeit fand eine regelrechte Besetzerwelle in Kreuzberg statt. Wo heute die O 45 steht, sollte eine Straße gebaut werden - dagegen setzten sich die Besetzer zur Wehr. Sie wollten sich für solidarische Lebensräume einsetzen, die Zeit war reif dafür. Zwei Jahre nach der Besetzung wurde das Haus durch Mietverträge legalisiert. So konnten Räumungen verhindert werden. Als das Wohnprojekt 2002 veräußert werden musste, beschlossen die Bewohner, es mit Hilfe von Direktkrediten, Darlehen und Bankkrediten zu kaufen. Dabei kristallisierte sich schnell heraus, wer in dem Haus bleiben wollte und wer ging - einige hätten es lieber als Eigentumswohnung ergattert, doch das war und ist nicht das Ziel dieses Kreuzberger Wohnprojektes.

Die Besatzung ist heute bunt gemischt. Im ersten Stock des Vorderhauses der O 45, wo das Kaninchen Konrad frei in der Wohnung herumhoppelt, lebt Steffi Meier* mit ihren drei Mitbewohnern, die alle aus dem Ausland kommen. Sie sitzt in blauen Jeanshosen und olivgrünem Sweatshirt am ovalen Tisch in der 30qm-Wohnküche. Neben ihr türmen sich Berliner Tageszeitungen, in der Spüle stapelt sich das benutzte Geschirr. Der gesamte Müll landet in einer kniehohen Tonne, Konrads Präsenz zeigt sich in Form von Haarbüscheln auf dem Boden und den angeknabberten Möbeln. Neben der Küchentür stehen vier Tragetaschen voller Bierflaschen. Die 27jährige erzählt: „Im Oktober 2006 kam ich hier zum ‚Casting` in die WG. Die Wohnküche war voller Mädels, die sich auch alle das Zimmer anschauten. An mich haben sich die Jungs erinnert, weil ich am Tag darauf zum alljährlichen Hoffest gekommen bin.“ Auch wenn sie jeden Monat aufs Neue ihre Mitbewohner zur Zahlung des Küchenkassebeitrages anhalten muss, so fährt Steffi fort, wohnt sie gerne hier –sie ist nie allein und fühlt sich hier zu Hause. Aber im Gegensatz zu Leonardo weiß sie kaum etwas über die Geschichte der O 45.

Jeder Mieter hier ist automatisch Mitglied im Verein der O 45, in dem man mit 16 Jahren Stimmrecht erhält. Leonardo erklärt: „Die Organisierung des Hauses wird in zwei Gruppen geteilt. Die eine verwaltet die Finanzen (Buchführung, Mahnwesen, Betriebskosten, Darlehen) - die andere befasst sich mit der Verwaltung des Hauses (Sanierung, Reperatur, Mietverträge, Betriebskosten).“ Diese Gruppen, die jeweils aus 3 Leuten bestehen, werden von dem Verein im monatlich stattfindenden Plenum gewählt. Leonardo versucht, pünktlich teilzunehmen – vor allem, wenn es um Abstimmungen geht. Bei diesen Treffen gibt es meist drei bis vier Leute, die „viel zu sagen“ haben. Einige Mieter fühlen sich von diesen unterdrückt und wagen nicht, etwas zu sagen. Steffi findet die Plena „schon ziemlich in die Länge gezogen, wenn man über vier Stunden da sitzt und über einen einzigen Sachverhalt diskutiert“, deswegen geht sie auch nicht so gerne hin.

Die O 45 bietet solidarischen Lebensraum für viele – ob nun für Steffi mit Kaninchen in der WG, oder für Leonardo, Kind der Besetzer, in seiner schicken, neueingerichteten Einzimmerwohnung. Gegensätze treffen sich hier unter einem großen Dach und führen heute die Ideen der 80iger Jahre fort.

**Name von der Redaktion geändert*

Eine Dreiecksbeziehung mit Gott

Ein Weg voller Kompromisse in der Hoffnung auf eine gemeinsame Zukunft

Von: Carolin Loysa

Laut einer neuen Umfrage der Bertelsmann-Stiftung halten sich 70 % aller Deutschen für religiös. Die Verteilung auf Paarbeziehungen geht allerdings nicht immer auf – es gibt auch Paare, bei denen ein Partner sehr aktiv seinen Glauben lebt und der andere ungläubig ist. Marie Grahl (22, Psychologiestudentin) ist Atheistin, Stefan Carstens (24, Physiotherapeut) Christ. Sie sind seit drei Jahren ein Paar und glauben trotz ihrer unterschiedlichen Ansichten und Interessen an eine gemeinsame Zukunft. Sie versuchen durch Toleranz und Kompromisse den Stimmen Einhalt zu gebieten, die solch eine Konstellation für unmöglich halten. Sie wollen nicht daran glauben, dass diese unterschiedliche Lebensweise irgendwann ein Problem darstellen könnte.

Frage: War das Thema Glaube von Anfang an in Ihrer Beziehung präsent?

Marie Grahl: Ja, es ist ja auch ein wichtiges Thema und ich war beeindruckt von seiner Überzeugung.

Frage: Gab es keine Bedenken beiderseits? Einige Christen halten es ja für unmöglich, dass ein Gläubiger und eine Nichtgläubige eine funktionierende Beziehung führen können.

Grahl: Ich halte nichts vom Schubladendenken. Wir lieben uns und deshalb sind wir zusammen.
Stefan Carstens: Richtig. Ich liebe sie und gehe daher gerne Kompromisse ein.

Frage: Herr Carstens, da Sie von Kompromissen sprechen: Streng genommen leben Sie ja in „Wilder Ehe“ zusammen, was die christlichen Gebote nicht für gut heißen. Wie streng sind Sie mit sich selbst?

Carstens: Die Bibel vermittelt mir in erster Linie Werte, die ich im Leben anwenden kann. Aber es geht ja auch um Vergebung und ich glaube nicht, dass ich in die Hölle komme, weil ich in so genannter Wilder Ehe lebe, wenn sie das meinten.

Frage: Aber ist Ihre Auslegung dann nicht beliebig? Es klingt ja so, als suchten Sie sich die Gebote aus, nach denen Sie leben?

Carstens: Nein, meine Auslegung ist nicht beliebig. Ich lege die Bibel nicht wortwörtlich aus, sondern symbolisch, und ich habe ja auch nie behauptet, ein perfekter Christ zu sein. Das gibt es glaube ich auch nicht.

Frage: Wie sieht es aus mit der Sexualität?

Grahl: Wir sind ein ganz normales Paar, mit allem, was dazugehört.

Frage: Herr Carstens, da hatten Sie nie Bedenken?

Carstens: Wie schon gesagt, ich bin kein perfekter Christ. Sie ist ja nicht irgendjemand, den ich in der Disco aufgegabelt habe sondern der Mensch, mit dem ich zusammenlebe. Daher kann ich das gut mit mir vereinbaren.



Marie und Stefan in der Kneipe, in der sie sich kennenlernten. Foto: Carolin Loysa

Frau Grahl, fanden oder finden Sie es befremdlich, dass er dreimal täglich betet?

Grahl: Anfangs vielleicht etwas, aber es ist eine Gewohnheitssache. Das Beten ist schon in unseren Alltag integriert.

Frage: Welche Punkte gibt es denn überhaupt, die aufgrund des Glaubens Ihres Partners einen Konflikt auslösen könnten?

Grahl: Ich denke es würde mich stören, wenn er seine Sorgen nur noch mit Gott und nicht mehr mit mir besprechen würde. Aber das ist ja nicht der Fall, wir reden sehr viel miteinander.

Frage: Können Sie denn von seinem Glauben auch manchmal profitieren?

Grahl: Er ist sehr zuversichtlich wenn Probleme auftauchen, und das färbt dann auf mich ab. Wenn ich z.B. in der Uni überfordert bin, dann überzeugt er mich immer, dass alles gut enden wird.

Frage: Herr Carstens, vermissen Sie es manchmal, gemeinsam mit Frau Grahl aus der Quelle dieser Zuversicht zu schöpfen - z.B. in Form eines gemeinsamen Gebets?

Carstens: Nein. Darüber habe ich auch noch nie nachgedacht.

Frage: Es heißt ja, für Christen ist Gott an erster Stelle und der Partner erst an zweiter – sehen Sie das genauso?

Carstens: Das lässt sich nicht vergleichen. Gott ist immer da, aber Marie ist der wichtigste Mensch für mich und somit natürlich an erster Stelle.

Frage: Wie sieht es aus mit Ehe und Kindern?

Grahl: Dafür ist es noch sehr früh, auszuschließen ist es aber nicht.

Frage: die Hochzeit fände dann in der Kirche statt?

Carstens: Da haben wir uns noch nicht geeinigt, vielleicht werfen wir eine Münze.

Frage: D.h. Sie würden gegebenenfalls auf eine kirchliche Hochzeit verzichten oder in Kauf nehmen, dass sie nur Ihnen zu Liebe und nicht aus Überzeugung einwilligt?

Carstens: Sie ist gar nicht der Typ, der „nur mir zu Liebe“ einwilligen würde. Das ergibt sich schon noch.

Frage: Und wenn mal Kinder kommen? – Da kann man ja nicht so einfach eine Münze werfen, die entscheidet, ob das Kind getauft wird oder nicht.

Grahl: Unsere Kinder sollen selber entscheiden können – und taufen lassen kann man sich auch noch, wenn man älter ist.

Die Lizenz zum Musizieren
Wer zuerst kommt, spielt zuerst

Von: Marcel Nakoinz

Jeden Mittwoch stehen um sechs Uhr morgens einige Gestalten Schlange im ansonsten noch recht unbelebten Tunneldurchgang des U-Bahnhofs Rathaus Steglitz. Ihre schläfrigen Gesichter sind voller Erwartung auf die in Deutschland einzigartige Lizenz-Vergabestelle der Berliner Verkehrsbetriebe (BVG) gerichtet. Über den Schalterfenstern befindet sich ein gelbes Leuchtschild mit der Aufschrift "Genehmigung zum Musizieren auf den U-Bahnhöfen".



Der U-Bahn-Musiker Peter beim Ausfüllen eines Lizenzantrages. Foto: Marcel Nakoinz

Wer zuerst kommt und sich in die Warteliste einträgt, darf, wenn sich der Schalter um sieben Uhr öffnet, als Erster einen Wunschbahnhof für die Folgewoche aussuchen. Bald trifft ein Dutzend weiterer Straßenmusiker ein. Die meisten von ihnen kommen aus Russland. Keiner hat ein Instrument dabei. Warum auch? Sie spielen erst gegen Nachmittag, wenn die Leute nicht mehr gestresst zur Arbeit hetzen.

Peter Z. ist heute der erste auf der Liste. Der 59-Jährige kommt aus Charlottenburg, spielt die Blues-harp und die schottische Drehleier. Mit dabei sind sein Mischlingsrüde Joker und Lulu, die damenhandtaschengroße Terrierhündin seiner Freundin. Peters graue, schulterlange Haare werden zur Hälfte von einer dunklen Wollmütze verdeckt. Er trägt er eine schwarze Winterjacke und eine schwarze Lederhose, die an den Seiten geschnürt ist.



Der Schalter der BVG-Vergabestelle für das Musizieren auf den Berliner U-Bahnhöfen. Foto: Marcel Nakoinz

Peter ist bei-nahe taub. Fünf Prozent seines Gehörs auf dem rechten Ohr eröffnen ihm noch eine letzte Verbindung zur Außenwelt: „Das reicht doch! Ich sage immer, entweder bist du ein guter oder ein schlechter Musiker. Ob du hören kannst oder nicht, danach fragt doch keiner."

Peter hat seine Musik noch nie gehört: „Sie soll aber fantastisch sein. Ich habe schon Konzerte vor 200 Leuten gegeben, und die waren begeistert." Wenn er seine Notenhefte herausholt, schöpft er mittlerweile aus einem Repertoire von über 3000 Liedern: Klassik, Country Musik, deutsche und irische Folklore.

Irgendwann einmal hat er herausgefunden, dass er seinen Kopf als Resonanzkörper zum Empfangen von Musikschwingungen nutzen kann: „Ich kann die Töne empfinden. Das Instrument ist ja direkt am Kopf, und durch die Knochenübertragung kann ich Schwingungen hören. Deshalb bin ich der einzige der mit einem Verstärker arbeiten darf, denn der ist an

mein Hörgerät gekoppelt." Sonst würde er einfach gar nichts hören. An den Bahnhöfen ist es so laut ist, dass sich zu viele Schwingungen überlagern.

Als wahres Urgestein bespielt Peter die Berliner U-Bahnhöfe seitdem sie vor 20 Jahren, zur 750-Jahrfeier Berlins, von den Berliner Verkehrsbetrieben dafür freigegeben wurden. Zusammen mit anderen Straßenmusikern hat Peter damals der BVG ein Konzept vorgeschlagen, das die groben Revierkämpfe um die besten Plätze unter den Musikern beenden sollte.

„Wir haben damit etwas legalisiert, das es auch schon vorher gab", erklärt BVG-Pressesprecher Klaus Wazlak. Der kleine, untersetzte Mittfünfziger mit filigraner Brille, akkurat gestutztem Vollbart und blauschwarzem Anzug sitzt in der BVG-Leitstelle. „Bis vor einigen Jahren verteilte man die Bahnhöfe noch via Losverfahren. Doch es stellte sich heraus, dass jene, die sich zuerst anstellten, die Lose teuer weiterverkauften."

Doch Wazlak geht davon aus, dass der Markt so etwas selbst regelt: „Das merken die Zuhörer schon, wenn es da nicht um Musik geht, sondern um etwas anderes."

„Mafiöse Strukturen hat das verursacht", sagt dagegen Peter, der mithalf, sie zu zerschlagen: „Vor ungefähr sechs Jahren habe ich der BVG an Weihnachten mit einer Anzeige beim Zoll gedroht, weil bis zu 90 Leute hierher gekommen sind und alle Genehmigungen aufgekauft haben." Auf Peters Vorschlag hin erhält jetzt jeder Musiker nur noch einen Topbahnhof. Letztere sind Verkehrsknotenpunkte mit viel Laufpublikum in der Innenstadt wie Alexanderplatz und Potsdamer Platz. Sie sind heiß begehrt, da hier auch für jene etwas abfällt, die eigentlich gar nicht spielen können.

„Überall, in Frankreich, der Schweiz, England und Amerika musst du vorspielen. Hier wären 90 Prozent der Musiker sofort weg", sagt Peter.

„Oft sprechen mich Leute an, die sich freuen, einmal nicht nur diese traurigen Melodien zu hören, die als russische Musik verkauft werden. Mit diesen immer gleichen Tönen, und das von morgens bis abends, da hören die Leute irgendwann nicht mehr zu." Er ist es auch leid, seit 20 Jahren jedem neuen Angestellten hinter der Glasscheibe der Vergabestelle aufs Neue die Regeln erklären zu müssen, die er selbst mithalf zu entwickeln: Für 6,40 € darf jeder einen Wunschbahnhof von sechs bis 20 Uhr bespielen. Verboten sind Plätze in direkter Nähe von Geschäften und an engen Durchgängen, sowie Blechinstrumente und generell das Musizieren in der U-Bahn.

Donnerstag, 17 Uhr, U-Bahnhof Stadtmitte. Ein kalter Wind weht zwischen den U-Bahnsteigen der Linien U2 und U6. Die Fahrgäste drängen sich die 26 Treppenstufen hinauf und herunter, von deren Zwischenebene heute irische Musik ertönt.

Eigentlich ein Topbahnhof, aber dennoch fällt der Umsatz bisher eher knapp aus. Peter trägt heute die Haare offen und hat sie mit einem kaum sichtbaren Haarreif fixiert, damit sie ihm nicht die Sicht auf den Notenständer versperren. Das Notenblatt darauf trägt den Titel: "Auf dem Weg nach Monto" Neben ihm liegt wie immer sein Hund Joker auf einer Decke.

„Die Russen von gestern haben die Spichernstraße kaputt gespielt", stellt Peter resignierend fest. Das ist der Bahnhof, für den er sich am Freitag eingetragen hat. Er musste ihn schon einmal freikämpfen. „Die Anzahl der Bahnhöfe die zum Bespielen freigegeben sind, hängt davon ab, wie oft sich Leute über schlechte Musik beschweren. Es sind aber insgesamt weniger Bahnhöfe geworden", sagt Peter, denn: „Gelegenheitsspieler riechen hier das schnelle Geld. Wenn ich auf einen Bahnhof komme, muss ich mich erst einmal mit illegalen Musikern, die an meinem Platz sitzen, auseinandersetzten."

Während er spricht, lässt sich Joker bereitwillig von einem Passanten streicheln, der etwas Geld gegeben hat und nun kurz verweilt. „Wir haben es nicht leicht. Wir kriegen den ganzen Ärger ab, der sich wegen illegaler Bettler aufgebaut hat." Manchmal müssen sich Peter und seine Kollegen auch beleidigende Sprüche anhören. „Manche kommen mit Nazi-Sprüchen: ‚Du Penner, geh arbeiten, so was müsste ins Lager rein.' Dabei habe ich eine Arbeit, ich bin Hausmeister!" Er lacht bitter.

„Die Leute werfen immer öfter nur im Vorbeigehen einen Cent rein. Sie behandeln einen wie einen Penner. Das tut weh. Das sind dieselben, die ihre Kinder wegzerren, wenn sie mal zuhören wollen. Aus denen werden doch auch nur wieder Ignoranten, Menschen mit schlechten Schwingungen." Und für Schwingungen ist Peter nun mal empfänglich.



Berliner U-Bahnmusiker müssen sich ihre Plätze hart erkämpfen.
Foto: Marcel Nakoinz

Protest gegen Bombenabwurfplatz

Der fast 16-jährige Kampf gegen das Bombodrom könnte 2008 entschieden werden. Vom möglichen Ende einer unendlichen Geschichte

Von: Monique Jörß

Die Schrift ist so klein, dass man sie im Vorbeifahren gar nicht entziffern kann. Doch dieses graue Schild am Ortseingang von Mirow ist ein Zeichen des Protestes, der sich durch eine ganze Region zieht: Vom Norden Brandenburgs bis ins südliche Mecklenburg. „Diese Gemeinde wehrt sich gegen den Bombenabwurfplatz“.

Seit dem Frühjahr 1992 plant die Bundesregierung die Wiederinbetriebnahme des Truppenübungsplatzes in der Kyritz-Ruppiner Heide. 1993 wurde dieses Konzept schließlich vom Deutschen Bundestag verabschiedet. Seit August 1992 protestiert die Bürgerinitiative Freie Heide e.V. in Brandenburg gegen dieses Vorhaben. 2002 ist in Mecklenburg-Vorpommern die Aktionsgemeinschaft Freier Himmel dazugekommen. Beide Initiativen sehen keine Erfordernis für einen weiteren Luft-Boden-Schießplatz. Die Lärmbelästigung sei für Bevölkerung und Touristen unzumutbar und wirke sich negativ auf die Landwirtschaft aus. Außerdem verletzten die Pläne EU-Umweltrecht.

Mit einem solchen Schild zeigen viele Gemeinden ihre Solidarität. Foto: Monique Jörß

In einem Brief vom 4. April 2005 an die Vorsitzende des Bund für Umwelt- und Naturschutz Deutschland (BUND), Angelika Zahrnt, äußerte sich die heutige Bundeskanzlerin Angela Merkel dazu: „Bei allem Verständnis für Ihre Bedenken um mögliche negative Auswirkungen kann ich Ihre Besorgnis nicht teilen.“ Sie bitte deshalb um Verständnis, wenn die CDU/CSU-Bundestagsfraktion weiterhin die Inbetriebnahme des Truppenübungsplatzes Kyritz-Ruppiner Heide für notwendig hält.

Bisher haben die drei Musterklagen der Betreiber des Seehotels Ichlim und der Putenfarm Gühlen-Glienicke sowie die Gemeinde Lärz, eine militärische Nutzung des Areals verhindert. Im vergangenen Jahr legte das Bundesministerium für Verteidigung (BMVg) Berufung gegen die entsprechenden Urteile des Verwaltungsgerichts Potsdam ein. Ein Sprecher des Ministeriums unterstreicht: „Das BMVg geht weiterhin von der Notwendigkeit der Nutzung des Truppenübungsplatzes aus.“ Man sei nach wie vor von der Richtigkeit der Verwaltungsentscheidung von 2003 überzeugt. Ob es zu einer weiteren Verhandlung kommt, entscheidet sich Anfang dieses Jahres. In Eilanträgen hatte das Gericht im Mai 2006 bereits den klagenden Gemeinden Recht gegeben.

Doch schon im nahen Berlin wissen die wenigsten, worum es genau geht. Barbara Lange, Sprecherin der AG Freier Himmel, begründet dies damit, dass ein solches Thema nicht in das Konzept national agierender Medien passt. Zumindest so lange nicht, wie nicht etwas Außergewöhnliches geschieht. Wie zum Beispiel, als die ARD 2003 den damals amtierenden Verteidigungsminister Peter Struck des unerwarteten Meinungswechsels überführte. Während seiner Zeit in der Opposition hatte er sich vehement gegen das sogenannte „Bombodrom“ ausgesprochen. Laut Lange vergaß er das, sobald er Regierungsmitglied wurde und meinte, es sei ja schon zehn Jahre her.

Ob ihr Anliegen in den Medien Beachtung findet, „das hat seine Eigendynamik“, kommentiert die Mittvierzigerin, die sich von Anfang an aktiv in der Protestbewegung engagierte. Denn diese Information über Peter Struck habe Zeitungen und Fernsehsendern schon drei Monate zuvor als Pressemitteilung vorgelegen.

Mehr Interesse erweckte hingegen die Stellungnahme des Bundesrechnungshofes im November 2007. Dieser klassifizierte das Bombodrom als „unnötig“. Laut Barbara Lange konnte dem nicht einmal das Verteidigungsministerium ausreichende Argumente entgegenbringen.

Mit dem noch ausstehenden Urteil des Verwaltungsgerichts Potsdam ist eine bedeutende Wende in diesem Fall zu erwarten. Wie die Entscheidung aussehen wird, ist noch offen, doch die bisherigen Urteile sprechen für die Betroffenen. Die Frage nach der Aussicht auf Erfolg stellen sich die Bürgerinitiativen trotzdem nicht. „Was man gesellschaftlich immer so schön fordert, offen zu sein, das ist das, was wir brauchen. Sonst könnten wir nicht arbeiten“, sagt Lange.

Weiterführende Links:

Erklärungen der Bundeswehr
www.bundeswehr.de -> Streitkräfte -> Luftwaffe -> Wittstock

Verwaltungsgericht Potsdam
www.vg-potsdam.brandenburg.de -> Pressemitteilungen

Aktionsgemeinschaft FREIER HIMMEL e.V.
www.freier-himmel.de

Bürgerinitiative FREIe HEIDe e.V.
www.freieheide.de

Rechtsanwälte Geulen und Klinger (Anwälte der Gemeinden; Hintergrundinformationen)
www.geulenklinger.de -> Presse -> Hintergrundberichte -> Wittstock

Luxusgut Kriegsdienstverweigerung

2008 will die Berliner Arbeitsagentur ihre Räume für die Bundeswehr wieder öffnen.

von Anna Panek

Die Berliner Arbeitsagentur will im Frühjahr 2008 die seit 2006 in ihren Räumen stattfindenden Rekrutierungsveranstaltungen der Bundeswehr fortsetzen. Nach Auskunft der Pressesprecherin de Agentur für Arbeit Berlin-Mitte, Ellen Queisser, sind weitere Termine im Berufsinformationszentrum (BIZ) Friedrichstraße voraussichtlich bereits im Februar dieses Jahres geplant. Ein genauer Termin lag nach Ihrer Aussage zu Jahresbeginn noch nicht vor.



Aktivisten der Clowns Army bei einer Protestaktion vor den Räumen der Agentur für Arbeit Berlin-Mitte. Foto: Anna Panek.

Offiziell werden sie von der Bundeswehr wie von der Arbeitsagentur als reine Informations- und Webeveranstaltungen bezeichnet: Termine, bei denen die Bundeswehr über Karrierechancen informiert und für den mehrjährigen Dienst an der Waffe mit Aussicht auf Auslandserfahrung wirbt. Auch Ellen Queisser verweist auf den reinen Informationscharakter dieser Veranstaltungen und betrachtet die Bundeswehr als einen „Arbeitgeber wie jeder andere auch“ – bevor sie auf Nachfrage einräumt: jeder wisse schließlich um die Risiken von Auslandseinsätzen. „Auch werden die Interessenten, denke ich, fair über die Gefahren aufgeklärt“, sagt Queisser.

Auf einer echten Zusammenarbeit beruhen diese Veranstaltungen ihrer Auskunft nach nicht: „Es handelt sich nicht um eine Kooperation“, teilt Frau Queisser mit. Sie widerspricht damit einer Pressemitteilung der Wehrbereichsverwaltung West der Bundeswehr vom Oktober 2007. Dort wurde über Pläne der Bundeswehr berichtet, die bestehende bundesweite Zusammenarbeit mit der Agentur für Arbeit auszuweiten und zu intensivieren.

Im vergangenen Jahr kam es während der Termine bundesweit regelmäßig zu Protesten, die zum Abbruch von laufenden Veranstaltungen geführt hatten. In Berlin und in Köln wurden im März und April 2007 Termine nach der Ankündigung von Protestaktionen bereits im Vorfeld gänzlich abgesagt. In der Agentur für Arbeit Berlin-Mitte hatte man bei der Wiederaufnahme der Veranstaltungen im September für ein erhöhtes Polizeiaufgebot gesorgt: Vor dem Gebäude blockierten acht Einsatzkräfte in Kampfuniform den Haupteingang Friedrichstraße, Mannschaftswagen und weitere sechs Kräfte bewachten den Eingang Charlottenstraße. Zum bisherigen Polizeiaufgebot und der Frage, ob auch in diesem Jahr mit Polizeischutz für Veranstaltungen in Agenturräumen zu rechnen sei, wollte die Pressesprecherin keine Stellungnahme geben.

Während noch im Juli 2007 auch der Berliner Senat für Integration, Arbeit und Soziales in seiner Antwort auf eine kleine Anfrage der Grünenabgeordneten Ramona Pop die Freiwilligkeit der Teilnahme an den Terminen betont hatte und Sanktionen sowie Anwesenheitskontrollen ausgeschlossen hat, waren im Dezember nach der Unterzeichnung eines Kooperationsvertrages zwischen der Arbeitsgemeinschaft Leipzig und der Bundeswehr neue Töne zu hören: "Ein Angebot für einen Job beim Bund werten wir als normale Wiedereingliederungshilfe“, teilte der Sprecher der Arbeitsgemeinschaft Leipzig, Ronny Schleicher, gegen-über der Dresdner Morgenpost mit.

Nun zähle auch die Ablehnung eines Bundeswehrangebots mit der Verpflichtung zum Einsatz in Kriegsgebieten zu den sanktionsfähigen Ablehnungen.

Seine Aussage hatte scharfe Kritik der sächsischen Linken im Landtag ausgelöst und wurde von ihm wenige Tage später gegenüber dem Leipziger Presseportal PR-Sozial wieder dementiert.

An die Grundgesetzwidrigkeit jeder etwaigen Sanktionsmaßnahme erinnert der sozialpolitische Sprecher der Fraktion der Linken Dietmar Pellmann in einer Pressemitteilung: „Wirtschaftliche Not und berufliche Perspektivlosigkeit junger Menschen zu missbrauchen, um sie als Soldaten fürs mörderische Kriegshandwerk anzuwerben, ist eine Ungeheuerlichkeit. Damit können auch diejenigen zum Kriegsdienst gezwungen werden, die dies bisher aus religiösen und Gewissensgründen verweigern durften."

Ungeklärt ist bislang, wie hoch die Zahl der Betroffenen ist, die unter Sanktionen gegenüber arbeitslosen Jugendlichen im Zuge von Maßnahmen für Unter- 25-Jährige oder gegenüber älteren ALG II-Empfängern, welche die Teilnahme an den Veranstaltungen ablehnten, zu leiden haben. Kölner Erwerbsloseninitiativen und die Initiative Bundeswehr-Wegtreten hatten 2007 wiederholt auf Fälle von Druckausübung in Form von Leistungskürzungen und Kürzungsandrohungen gegenüber Hartz-IV-Empfängern hingewiesen, die eine Anstellung bei der Bundeswehr als unzumutbar abgelehnt oder auch nur die Teilnahme an den Bundeswehrveranstaltungen verweigert haben. Eine Antwort der Bundesregierung wird jedoch frühestens Mitte Januar erwartet.

Toleranzgrenze überschritten

Das Nichtrauchergesetz gilt, doch der Streit geht weiter

Von: Hanno Berger

Info-Box

Am ersten Januar 2008 ist in Berlin das Nichtraucherschutzgesetz in Kraft getreten. Da jedoch erst ab dem ersten Juli ein Bußgeld bei Zuwiderhandlung verhängt wird, ist die Situation immer noch offen.

Der Rauch an der Theke im Kreuzberger Lokal „Valentin“ steigt in die Luft wie in einem Film mit Marlene Dietrich. Dieser Anblick ist gar nicht so selbstverständlich, denn seit dem ersten Januar 2008 gilt in Berlin das neue Nichtraucherschutzgesetz (NRSG). Dieses Gesetz soll neben den Nichtrauchern im Allgemeinen vor allem die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Gaststätten vor dem Zigarettenrauch schützen. Deshalb ist das Rauchen eigentlich nur noch in geschlossenen Räumen erlaubt, in denen nicht bedient wird und die auch nicht vor einem Notausgang liegen dürfen.

Gegen das neue Gesetz formt sich jedoch Widerstand: Die „Initiative für Genuss“ will gegen die neue Regelung in Berlin vorgehen. Laut Thoma Michel, dem Pressesprecher der Initiative, werden sie unterstützt von hunderten von Gaststätten, die dabei sind, Unterschriften für ein Volksbegehren zu sammeln. Der derzeitige Stand zählt bereits 9.000 Unterschriften. Michel ist zuversichtlich die 20.000 Unterschriften, die für das Volksbegehren benötigt werden, innerhalb eines Jahres zusammenzubekommen. Parallel werden nun auch erste Demonstrationen gegen das Gesetz veranstaltet. Diese sind zwar nicht sehr groß, Michel spricht von 400 Teilnehmern, dennoch ist er motiviert weiter zu kämpfen.

Ebenfalls gegen das Gesetz ist Sebastian, Raucher und Gast im „Valentin“. Er ist der Meinung, dass Nichtraucher selber eine Kneipe aufmachen sollten, wenn sie der Rauch störe. Und: „Der Wirt soll selbst entscheiden können.“ Sebastian sieht in dem Gesetz sogar einen Kulturverlust. Er könne sich beispielsweise kein Jazz-Lokal ohne Rauch vorstellen. Auch sieht er seine Gesundheit durch das Gesetz eher gefährdet als zuvor. So befürchtet er, sich in einem kalten Winter ständig zu erkälten, wenn er zum Rauchen auf die Straße muss.



Rauchen in Kneipen - das neue Gesetz bringt keine Klarheit
Foto: www.flickr.com

Im entgegen gesetzten Lager empören sich derweil ihrerseits das „Forum frei“ und das Projekt „Rauchfrei in Friedrichshain-Kreuzberg“. Johannes Spatz, Sprecher des Forums Rauchfrei meint: „Die derzeitige Schonfrist führt dazu, dass das Gesetz nicht umgesetzt wird.“ Seine Gruppierung reicht die meisten Beschwerden ein.

Auch im Bezirk Pankow kommt es laut Jens-Holger Kirchner, dem Sprecher des Bezirksamts, zu ein bis zwei Anzeigen täglich. Im Stadtteil Friedrichshain-Kreuzberg gab es bis Mitte Januar zwölf Beschwerden per E-Mail und 20 bis 25 Beschwerden per Telefon. Man reagiert auf diese Beschwerden, so Michael Schneider vom Bezirksamt Kreuzberg, indem die betreffenden Lokale angeschrieben werden, um die Wirte auf die bestehende Gesetzeslage hinzuweisen. Des Weiteren würden die Gaststätten, die gegen das Gesetz verstoßen, notiert und in eine Liste aufgenommen. Dies sei jedoch keine schwarze Liste. „Die Frage, ob sich die Strafe für die Lokale ab dem ersten Juli erhöht, falls es abermals zu einer Beschwerde kommen sollte, wird zeitnah zum ersten Juli getroffen“, so Michael Schneider.

Raucherin Lisa hatte schon länger vor, mit dem Rauchen aufzuhören und hat das NRSG nun zum Anlass genommen, dies auch in die Tat umzusetzen. Jedoch fällt ihr das Nichtrauchen besonders in Kneipen, wo noch geraucht werden darf, äußerst schwer. In diese geht sie wegen ihrer Freunde, die rauchen. Jedoch würde sie lieber in Nichtraucherkneipen gehen.

Eine Person, die das NRSG eigentlich schützen soll, ist Theresa, eine Kellnerin im „Valentin“. Sie ist jedoch selber Raucherin und hält nichts von dem Gesetz. „Man hat schon das Gefühl von ‚Big Brother is watching you'“, sagt sie. Auch unter den Kunden fühlt man sich etwas bevormundet und diskutiert über das Gesetz.

Aber der Besitzer des Lokals, Joachim Mühle, bleibt gelassen. Er habe keine Angst vor Beschwerden, meint er. Stattdessen hofft er sowohl auf die Toleranz der Raucher als auch der Nichtraucher, bis er im Juli schließlich ganz auf eine Nichtraucherkneipe umstellen wird. „Im Sommer, wenn dann erstmals Bußgelder verhängt werden, können die rauchenden Gäste ja auch nach draußen gehen.“ Der Wirt wird es sich nicht leisten können, einen eigenen Raum für die Raucher abzutrennen. Dies sei zu teuer für ihn, erklärt er. Eine Frage, die Mühle allerdings Sorgen macht und auf die er noch keine Antwort weiß, ist: „Was passiert in einem richtig kalten Winter mit minus zehn Grad?“.

Kein weicher Stoff zwischen Amboss und Hammer

Der Übersetzer Karl Dedecius ist Symbolfigur deutsch-polnischer Kulturvermittlung

Von: Sarah Baas

Unzählige Bücher sind in die vielen Regale in Karl Dedecius' Arbeitszimmer eingereiht, selbst geschriebene und gern gelesene, aber auch hoffnungsvolle Einsendungen von Autoren, die auf eine Entdeckung hoffen. In der Mitte seiner Bibliothek sitzt der Übersetzer selbst am Schreibtisch. Ein vitaler 86-Jähriger, schlank, die Brille benötigt er nur zum Lesen der vielen Bücher, Briefe, Korrespondenzen, die seinen Schreibtisch bedecken. Zahllose sind es am Tag. In Karl Dedecius' Arbeitswelt gibt es keine nach Prioritäten festgelegten Stapel, keine Differenzierung nach heute und morgen. Zuviel Zeit hat er in seinem Leben verloren, sagt er, er hält sich nicht mit Nebensächlichkeiten auf. Ansonsten wäre das Tempo, mit dem er sein Leben durchschritten hat, auch kaum durchzuhalten. Es sind vor allem dieser Schaffenswille und seine Leidenschaft für die Literatur, die ihn jeden Morgen noch vor dem Frühstück sofort an den Schreibtisch und an seine Arbeit treiben.

Karl Dedecius überträgt Gedichte, Prosastücke der slawischen Literatur ins Deutsche - doch ist er mehr als nur ein Übersetzer. Er ist der bedeutendste Herausgeber und Vermittler deutsch-polnischer Literatur und Kultur in Deutschland und hat mit dieser Arbeit über Jahrzehnte für Frieden und Verständigung in Europa gearbeitet. Karl Dedecius ist ein „Über-Setzer", versteht sich selbst als „Mittler, Stifter, Sinnvermittler und Friedensbote." Sein ganzes Leben hat er der Überbrückung der geistigen Kluft zwischen Polen und Deutschen gewidmet. Belegt wird seine erfolgreiche Arbeit durch dutzende Verlagsreihen, Kulturinstitutionen und Preise, die er initiiert hat und die teilweise nach ihm benannt sind. 1990 wurde Karl Dedecius für sein Lebenswerk mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels geehrt.

Deutscher Herkunft und zweisprachig aufgewachsen in der Vielvölkerstadt Lodz, seiner polnischen Heimat, wurde Dedecius mit Ausbruch des zweiten Weltkriegs zum Wehrdienst eingezogen und verbrachte sieben Jahre in russischer Kriegsgefangen-schaft in Stalingrad. Mit einem Band mit Lermontov-Gedichten brachte er sich selbst Russisch bei. Die Wachmänner trugen ihm bald auf, für sie Liebesbriefe zu verfassen, „weil ich wie Puschkin schrieb". Die Zeit nach dem Krieg arbeitete er 25 Jahre bei einer Versicherungsgesellschaft in Frankfurt in leitender Position. „Zum Broterwerb", fügt er hinzu.



Karl Dedecius in seinem Arbeitszimmer
Foto: Sarah Baas

Seine eigentliche Arbeit, seine Passion, begann erst nach Feierabend: das Übersetzen polnischer Lyrik in die deutsche Sprache. Geprägt durch seine Jugend und die Erfahrungen des Krieges wollte Dedecius am Verständigungsprozess zwischen dem Nachkriegsdeutschland des Kalten Krieges und den osteuropäischen Ländern beteiligt sein. „Wir müssen lernen, den Nachbarn genauer wahrzunehmen. Die Polen waren in der Geschichte immer benachteiligt, unterentwickelt und eingeschlossen zwischen den Großmächten Preußen und Russland. Ein weicher Stoff zwischen Amboss und Hammer." Aus diesem Grunde habe er sich vorgenommen, nach Ende des Krieges, gerade an dieser Grenze Frieden von Innen zu stiften, Dialoge einzuleiten, die wirklich zu einer Verständigung führen. Im Zuge seiner Bemühungen pflegte der Autodidakt Kontakte zu polnischen Dichtern. Fotos an den Wänden seines Arbeitszimmers zeugen von den engen Freundschaften und dem regen Austausch mit Schriftstellern wie Tadeusz Rozewicz, Zbiegniew Herbert, den späteren Nobelpreisträgern Czeslaw Milosz und Wislawa Szymborska.

Karl Dedecius war einer der ersten, die trotz schwieriger politischer Beziehungen den Kontakt zu Osteuropa suchten. Doch die Zeit unter der deutschfeindlichen Kaczynski-Regierung, bedeutete auch für den Übersetzer einen empfindlichen Rückschlag in seiner jahrzehntelangen Arbeit am geistigen Dialog zweier schwieriger Nachbarn. Umso mehr hofft er unter der neuen polnischen Regierung auf einen Aufschwung in der Kulturarbeit.

Große Hoffnungen setzt Dedecius dabei in den neuen polnischen Deutschlandbeauftragten und ehemaligen Außenminister Bartoszewski, den er als „Freund" bezeichnet und der seine Bemühungen um die deutsch-polnische Annäherung im „Schachspiel Ost-West" teilt.

Dedecius selbst wusste stets abzuwarten, geduldig zu sein und den Faden seiner Arbeit nicht aufzugeben: „Die Geschichte der Menschheit verzeichnet seit Urzeiten dieses Wechselspiel: das Auf und Ab von Krieg - Frieden, Wohlstand - Armut, Geist - Ungeist. In jedem Jahrhundert gab es das: Fall und Aufstieg. Wir müssen Geduld haben und nicht zu arbeiten aufhören."

In diesem Sinne erscheint im Herbst 2008 sein neuestes Buch mit polnischer Lyrik des 20. Jahrhunderts. „Mit diesem zweisprachigen Werk, das die verschiedensten polnischen Autoren, Themen und Stile erstmalig im Taschenbuchformat präsentiert, soll es gelingen, nun auch ein größeres Publikum zu erreichen." Karl Dedecius lehnt sich mit gefalteten Händen zurück. Sein wacher Blick ruht auf dem Hefter mit Manuskripten auf seinem Schreibtisch: Übersetzungen lateinischer Poesie des polnischen Mittelalters, gedacht für den Folgeband des bald erscheinenden Werkes. Er ist bereits bei seinem nächsten Projekt.

Künstler im Durchlauferhitzer

Das Künstlerhaus Bethanien unterstützt jungen Stipendiaten.

Von: Anna-Sophie Keller

An den Wänden von Martin Skauens Atelier sind grauenvolle Szenen dargestellt: Horrorlandschaften, durch großformatige, drei Meter hohe Bleistiftzeichungen geschaffen, Momentaufnahmen, die surrealistische Welten auf großen weißen Bögen zusammenbringen.



Das Künstlerhaus Bethanien in Kreuzberg, Berlin.
Foto: Anna-Sophie Keller

Der Norweger ist einer der achtzehn Künstler, die für 2007/2008 ein zwölfmonatiges Stipendium im Rahmen des Internationalen Atelierprogramms im Haus Bethanien erhalten haben. In der Ecke links neben der Eingangstür steht ein Bett, daneben eine Kleiderstange, an der drei Hemden hängen. Auf dem großen Tisch rechts neben der Spüle liegen Mandarinen. Der kahle Boden wurde schon von Skauens Vorgängern mit Farbe bekleckst.

Der riesige, kaum beheizte Raum dient dem Künstler nicht nur als Werkstatt, sondern auch als Wohnung. Vor wenigen Wochen erst ist Skauen in Berlin angekommen. Er erhielt das Atelier und die technische Infrastruktur, eine kleine Pauschale für die Arbeitskosten und jegliche Unterstützung des Künstlerhauses.

Auch auf kuratorische Hilfe beim Realisieren von Projekten, auf Unterstützung in seiner Öffentlichkeitsarbeit und bei der Vermittlung an internationale Institutionen und Ausstellungen kann er zurückgreifen.

Martin Skauen kann in Berlin bei dieser Rundumversorgung also relativ sorglos arbeiten. Relativ nur deshalb, weil er auch in Norwegen immer noch Projekte weiterführen muss, da es für ihn auch noch ein Leben neben dem Berlinaufenthalt gibt. In seiner Heimat musste er sich als Künstler jahrelang durch bessere und schlechtere Zeiten kämpfen.

Nun hofft er, in seiner Karriere weiterzukommen. Er sieht das Stipendium ganz klar als große Chance, sich einen Namen in der internationalen Kunstszene zu machen und wichtige Personen kennen zu lernen.

Valeria Schulte-Fischedick, Beauftrage für das Stipendiaten-Programm des Künstlerhauses Bethanien bestätigt diese Hoffnung. Sie spricht aus Erfahrung, wenn sie sagt, dass das internationale Atelierprogramm auf die Künstler wie ein Durchlauferhitzer wirke.

Durch die Betreuung des Bethanienteams und dessen vielseitige Kontakte können die Künstler ihre Projekte entwickeln und sich anschließend durch Ausstellungen bekannt machen. In der Vergangenheit kamen durch die Vermittlung des Hauses Bethanien einige Stipendiaten bis zur Biennale in Venedig.

Nicht zu unterschätzen ist natürlich auch das Zusammentreffen und der Austausch zwischen den 18 internationalen Künstlern des Atelierprogramms, die hier zwölf Monate gemeinsam leben und arbeiten. Jeder von ihnen hat sich in seinem Heimatland bei der Ausschreibung des Stipendiums über einen Partner des Künstlerhauses beworben.

Im Falle Martin Skauens war dies das Office for Contemporary Art Norway in Oslo. In der Regel wird von einer lokalen Jury eine Vorentscheidung getroffen, aus deren Vorschlägen dann eine Berliner Jury die Stipendiaten des Atelierprogramms aussucht. Der norwegische Künstler konnte hier mit seinen Zeichnungen überzeugen, obwohl er, wie er betont, an keiner staatliche Kunstakademie gelernt hat, sondern nur freie Kurse besuchte. Schulte-Fischedick erklärt, dass dies bei den Künstlern des Hauses Bethanien keine Seltenheit ist. Die Ausbildung oder Erfolge im Heimatland sind für die Jury nicht entscheidend. Die Werke müssen überzeugen.

Informationen:

- Es gibt im In- und Ausland verschiedene Künstlerhäuser, die Stipendien an Deutsche vergeben. Zu den bedeutendsten Institutionen der Künstlerförderung gehört die Villa Massimo in Rom. Jährlich erhalten zehn Stipendiaten, darunter Schriftsteller, bildende Künstler und Komponisten Unterkunft und ein Atelier sowie ein monatliches Stipendium (www.villamassimo.com).

- Auch die Villa Romana in Florenz vergibt mehrmonatige Arbeitsaufenthalte an deutsche Künstler (www.villaromana.net).

- In Deutschland können Schriftsteller, bildende Künstler, Komponisten und Musiker zwei bis sechs Monate im Künstlerhaus Schloss Wiepersdorf verbringen. Die Stipendien werden über die Bundesländer Brandenburg, Rheinland-Pfalz, Sachsen-Anhalt, Saarland und Thüringen vergeben.

Der Künstler und das Dotter
Die Berliner Gemäldegalerie widmet Cennino Cennini eine Ausstellung mit bisher unveröffentlichten Werken

Von: Ana Laura Edelhoff

Der Papst in einem schweren grünen Umhang kreuzt die Finger der rechten Hand zum Segensgruß. Der überstreckte Körper des Heiligen und sein Gesicht wirken verzerrt. Der monochrome Raum, in dem sich die Figur befindet, zeigt keine räumliche Tiefe. Es ist das Werk „Der heilige Papst" von Cennino Cennini, der im 14. Jahrhundert in Florenz gelebt und gewirkt hat.

Die Ausstellung „Fantasie und Handwerk" in der Berliner Gemäldegalerie zeigt bislang unveröffentlichte Altarbilder in Verbindung mit der ältesten Handschrift des außergewöhnlichen italienischen Malers und Kunsttheoretikers.

Ein exzentrisches „In-die-Länge-Ziehen" der Figuren, eine surreale Raumgestaltung und die Tendenz zum Bizarren sind Charakteristika Cenninis. „Aber einfach ist er nicht zu fassen", berichtet Bernd Lindemann, der Direktor der Gemäldegalerie. „Mit geradezu kriminologischem Gespür haben Forscher zunächst sein Werk von dem seines Lehrers, Agnolo Gaddi, und seiner Mitarbeiter abgrenzen müssen. Sieben Bilder werden ihm derzeit zugeschrieben, doch diese Vermutungen sind nicht gesichert, da sich die Werke aus dem großen Maleratelier, in dem Cennini gearbeitet hat, alle sehr ähneln."

Das *Libro dell' arte* (Buch über die Malerei), das von großer kunstgeschichtlicher Bedeutung war und auch heute noch ist, kann Cennino Cennini jedoch mit Sicherheit zugeschrieben werden. In diesem Traktat betrachtet er sein Schaffen selbstkritisch, wie es ein Jahrhundert später auch Leonardo da Vinci tun wird. „Es ist im 14. Jahrhundert eines der ersten kunstkritischen Bücher überhaupt." erklärt Bernd Lindemann. „Picasso hat einmal gesagt: ‚Wenn sich zwei Kunstkritiker treffen, reden sie über die Bedeutung des bildlich Dargestellten. Wenn sich hingegen zwei Maler treffen, reden sie darüber, wo sie das beste und günstigste Terpentin finden können.'" Cenninis Traktat ist ein aufregendes Nachschlagewerk für beide



Ausstellungshöhepunkt: Der Triptychon des berühmten Lehrers Cenninis, Taddeo Gaddi
Foto: Philipp Eder

Berufsgruppen. Er beschreibt unter anderem, die Entstehung eines Bildes, welche Pinsel sich am besten eignen (z.B. Eichhörnchenborsten) und wie man Eidotter bei der Farbanmischung verwendet, um so eine möglichst rosige Gesichtsfarbe bei den Figuren zu erzielen. Aber der Künstler denkt auch über das Dargestellte an sich nach und erläutert sein Kunstverständnis: „Kunst ist das Produkt aus Fantasie und Handwerk."

Zum ersten Mal werden nun die älteste erhaltene Handschrift des *Libro dell' arte* und zwei bisher unveröffentlichte Altarbilder Cenninis zusammen mit den Werken ausgestellt, in deren Kontext sich das Oeuvre Cenninis entwickelte. Darunter befinden sich Werke von höchster künstlerischer Bedeutung, wie Giottos „Marientod" und „Madonna mit Kind und Heiligen" von Agnolo Gaddi. Auf diese Weise zeigt die Ausstellung, in welch ehrwürdiger Tradition Cennini stand. In seinem *Libro dell' arte* schreibt er stolz, er sei ein direkter Nachfolger Giottos.

Die beiden Altarbilder sind aufwendig restauriert worden und nicht nur von einer Seite: Auch von hinten sind sie bemalt. „Das ist an sich schon ungewöhnlich, erklärt Wolf-Dietrich Löhr, einer der Kuratoren. Noch seltsamer sei allerdings die Art der Bearbeitung in mehreren Schichten. Die Rückseiten der Altarflügel seien mit viel Sorgfalt präpariert. Darauf seien Rahmen angebracht worden, in denen sich wahrscheinlich früher Einzelbilder befunden hätten.

In einer die Ausstellung begleitenden Vortragsreihe stellen internationale Kunsthistoriker unterschiedliche Aspekte des künstlerischen Lebens in Florenz im 14. Jh. vor. Am 14.02. spricht Norberto Gramaccini von der Universität Bern über den bizarren Papst im grünen Umhang.

Fantasie und Handwerk. Cennino Cennini und die Tradition der toskanischen Malerei von Giotto bis Lorenzo Monaco.
Dauer: 10. Jan. – 13. Apr.
Ort: Kulturforum Potsdamer Platz, Gemäldegalerie
Katalog: Fantasie und Handwerk. Hirmer Verlag.
Vortragsreihe:
www.smb.spk-berlin.de/smb

Die Sehnsucht nach Poesie

Daniela Seel und Jan Böttcher schaffen bei KOOK eine gemeinsame Bühne für Musik und Literatur

Von: Ricarda Busse

1998 beschließt ein Berliner Kreis befreundeter Künstler nicht darauf zu warten entdeckt zu werden, sondern die Entscheidung, wie und wo ihre Kunst stattfindet, selbst in die Hand zu nehmen. Zunächst ergreifen die Musiker die Initiative und vertreiben ihre Aufnahmen unter dem Label "KOOK".

Die Idee zur Gründung des Labels entstand *„aus reinem Prag-matismus"*, so Jan Böttcher, Sänger und Texter der KOOK-Band "Herr Nilsson". *„Da alle Beteiligten selbst Künstler waren, war die Eigengründung schon insofern sinnvoll, weil so der Großteil der Verkaufseinnah-men wieder uns zu-kommen konnte."*

"KOOK" bedeutet soviel wie "Spinner" oder "Träumer". Wovon träumt man bei KOOK? Jan Böttcher beschreibt es so: *„KOOK träumt von Musik und Text, die zusammen Tonaufnahmen bilden, die bleiben. Nicht ewig, aber erstmal."*

Noch unbescheidener fällt die Antwort von Daniela Seel aus, die 2003 den das Label ergänzenden Verlag kookbooks gründete. Auch sie wünscht sich Texte, die überdauern, die vielleicht auch grundlegend werden für eine bestimmte Epoche oder für bestimmte Fragen, die einen gerade beschäftigen.

Ein Blick ins Verlagsprogramm zeigt: Hier besteht kein Interesse daran. Den hunderttausendsten Unterhaltungsroman zu machen. Einen Schwerpunkt bei kookbooks bildet Lyrik.

Jan Böttchers Erzählung "Lina oder: Das kalte Moor" war 2003 die erste Veröffentlichung bei kookbooks. Obwohl seine Romane mittlerweile bei Rowohlt-Berlin erscheinen, empfindet er das „Geflecht" KOOK immer noch als sein künstlerisches Zuhause.
Der Austausch zwischen den Kunstformen wird bei KOOK zum Prinzip erhoben. Die graphische Gestaltung der Bücher ist nicht nur Illustration, sondern stellt immer eine Auseinandersetzung mit dem Text dar.
Als Bindeglied zum kookbooks-Verlag besteht seit fünf Jahren eine Literaturabteilung innerhalb des Labels, in deren Redaktion sowohl Jan Böttcher als auch Daniela Seel mitarbeiten. Gemeinsam ren die beiden Anfang 30-Jährigen Lesungen und "Lesekonzerte", bei denen junge Talente, zusammen mit etablierten Autoren auftreten. Musik und Literatur wird eine gemeinsame Bühne gegeben. Nicht um Crossmarketing zu betreiben, sondern weil zwischen beidem ein natürlicher Zusammenhang besteht.



„Ich wünsche mir Zuhörer und Zuschauer, deren Köpfe frei sind."
Foto: Meike Herrmann

Auch Jan Böttcher hat sich jetzt so lange der Literatur gewidmet, dass er wieder Musik machen will. Demnächst erscheint seine CD "vom anderen ende des flures".

Die Sehnsucht nach Texten, die relevant für das eigene Leben sind, ist es, welche die Auswahl der Künstler sowohl beim Label als auch beim Verlag bestimmt. Es geht um Eigenständigkeit und Authentizität, so Böttcher: *„Mehrere Musikstücke hinterein-ander gehört, erge-ben nicht mehrere Musikstücke hinterein-ander gehört, und sie ergeben auch nicht mehrere Persiflagen auf einzelne Leben-sthemen, sondern sie lassen eine Stimme erkennen, die zwei Fragen auf unter-schiedliche Weise immer wieder stellt: Was will die Welt von mir, was will ich von der Welt? Wer darauf auch noch Antworten hat, umso besser."*

Bei kookbooks wird die Art und Weise, wie diese Fragen gestellt werden, folgerichtig den Autoren überlassen.
Das Verlagsprogramm ist weitgehend offen, neben Lyrik und Prosa existiert eine Reihe mit Essays, Kunstbüchern, Hörbüchern und Kinderbüchern. Was dann tatsächlich relevant ist, wird gnadenlos subjektiv entschieden.

Daniela Seel: *„Man nimmt sich selbst exemplarisch. Interessiert es mich so sehr, dass ich bereit bin, soviel Arbeit zu investieren?"* Die Frage, ob es dafür Leser gibt, hat sich die Verlagskauffrau nie gestellt. Weil sie von der Qualität der Texte überzeugt ist und davon, dass sich Qualität auch durchsetzen kann. Jan Böttcher wünscht sich *„für die Kunst, die wir anbieten, Zuhörer und Zuschauer, deren Köpfe frei sind, die nicht nur auf Charts, Listen und Kritiken hören."*

Um die Kritiker muss sich KOOK wenig Sorgen machen. Daniela Seel hat für ihre Risikofreude und ihr Gespür für literarische Talente auf der Leipziger Buchmesse 2006 den Kurt-Wolff-Förderpreis erhalten.



Gestaltung: Andreas Töpfer

Soße ohne Schärfe

In vielen Fitnessstudios wird Salsa zum Vergnügungssport, ohne Rücksicht auf die Tradition

Von: Charlene Florencio dos Santos

Tanzschule Salsa Viva in Berlin: **Die grazile** Tänzerin scheint zu schweben, ihre braunen Locken tanzen. Scheinbar mühelos und unendlich biegsam schwingt sie ihr leuchtend rotes, hautenges Kleid zum Rhythmus der Klanghölzer, Congas und anderer kleiner Perkussions-Instrumente. Ihr Partner schmiegt sich eng an sie und reagiert mit einem intensiven Hüftschwung auf ihre Signale. Die Musik wird zum Ende hin immer feuriger, bis schließlich Tänzer und Tänzerin in vollkommener Ekstase durch den Raum wirbeln und ihre Übung mit einer halsbrecherischen Hebefigur beenden.

Ortswechsel: Fitnesscenter Holmes Place. 20 Frauen in locker-lässigen Sport-T-Shirts stampfen im monotonen Gleichschritt zu dröhnenden Boxen, die in einem eingängigen Salsa-Beat vibrieren, in ihr Wochenende hinein. Der Trainer fuchtelt wild mit seinen Armen vor den gestressten Hobbysportlerinnen umher. „Mehr Power", „Und nochmal" brüllt er in den Saal von Studio 1.

Ein Tanz, doch zwei Begegnungen wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten, zwei Welten, die nichts gemein haben.

Im Holmes Place am Gendarmenmarkt, einem renommierten Fitnessstudio in Berlin, wird dieser Salsa-Crash-Kurs unter dem Namen „Latinmoves" angeboten. Salsa-Aerobic wird in erster Linie „zum Stressabbau, Fettabbau und aus gesundheitlichen Gründen praktiziert", so der Personal-Trainer Johannes Kwella.

Clea Lüders beendet die Tanzstunde im Salsa-Viva. Sie ist Salsa-Lehrerin an verschiedenen Tanzschulen und Choreografieleiterin an der Film- und Schauspielschule Berlin. Bei ihr lernen die Schüler nicht nur den Tanz „Salsa", sondern auch seinen kulturellen Ursprung. Dieser steht, laut dem Musikwissenschaftler Cornelius Schlicke, in engem Zusammenhang mit der Migration und Ghettobildung in den USA. Als in den 60ern viele Puerto-Ricaner nach Nordamerika auswanderten, spielten sie vor allem alte kubanische Klassiker nach. Die Emigranten hatten einerseits Sehnsucht nach ihrer alten Heimat und versuchten andererseits einen Zugang zur ihrer neuen Heimat zu finden. In Spanish Harlem, einem Kiez in New York, vermischte sich diese Musik mit der aktuellen US-Pop-Musik (z.B. Soul). Der Begriff „Salsa" (zu deutsch Soße) wurde entwickelt, als die amerikanische Plattenfirma Fania begann diese, Musiker unter Vertrag zu nehmen.



Salsa Club in Hamburg: Wer das Original sucht, muss hier her gehen.
Foto: Horst Noreick

Lüders erklärt, dass Freizeitsportler in Fitnessstudios unter all den freigesetzten Glückshormonen vergessen, dass Salsa ursprünglich lateinamerikanische Kulturen im Exil verband und sie über die Sehnsucht nach ihrer alten Heimat hinwegtröstete.

Viele Fitnesscenter in Berlin haben ihr Angebot um Kurse wie Latin-Moves, Samba-Aerobic oder Capoeira erweitert. Jedoch hat dieser Vergnügungssport kaum noch etwas mit dem Original zu tun.

Das Interesse für solche Bewegungsformen hat verschiedene Gründe. Die 30-jährige Anne, zum Beispiel, sucht die Abwechslung zum schnöden Cluballtag zwischen Gewichten und Laufband. Der Rhythmus der Musik versetzt die Büroangestellte in Euphorie. Sie beginnt im Takt mit den Füßen zu stampfen und vergisst dabei ihre Umgebung. Jedoch weiß sie kaum etwas über den Ursprung der Tänze und war auch noch nie in Lateinamerika. Sandra wiederum war schon einmal während ihres Studiums im Ausland und interessiert sich für alles mit der Aufschrift Lateinamerika. Trotzdem hat sie nur eine vage Vorstellung vom Hintergrund ihres Kurses.

Fragt man hingegen die Schüler der Salsa -Tanzschule, wird der wesentliche Unterschied deutlich: Sie lieben und leben diesen Tanz.

Die blonde Auszubildende Anja ist langjährige Salsaschülerin aus Leidenschaft: „Es ist ein Lebensgefühl, dass mich durch den Alltag trägt und im Takt der Klanghölzer durchs Leben tanzen lässt." Auch ihre Freundin Clarissa schwärmt von der Vielfalt der Tanzfiguren, den Drehungen und den Vorzügen des Paartanzes. „Das harmonische Zusammenspiel zwischen Mann und Frau, die Spannung, die bei jeder Bewegung in der Luft liegt, faszinieren mich immer wieder."

Ganz anders die sporadischen Besuchern des Kurses Latinmoves im Fitnesscenter. Sie kommen gestresst von der Arbeit, möchten sich nur für eine Stunde ablenken und entspannen. Danach vergessen sie das Gelernte meistens bald wieder.

In den Tanzschulen, so Clea Lüders, kann man kontinuierlich und aufbauend arbeiten, die Leute beginnen sich mehr und mehr auch für die Salsa-Kultur, hinter den Tanzschritten, zu interessieren.

Für die passionierte Salsa-Lehrerin stellt das kommerzielle Angebot der Fitnessstudios keine Alternative dar.

„Das hat mit Salsa als Paartanz nichts zu tun. Hier wird wohl eher dem Bedürfnis nach Schüttel- und Hüftkreisbewegungen nachgegangen. Es ist eine Alternative sein Work-Out zu einer temperamentvolleren Musik durchzuführen, mehr nicht."

Poker-dich-reich.com

Das Onlinekartenspiel ist ein neuer Weg im Internet seinen Lebensunterhalt zu verdienen – riskant, nicht nur wegen der möglichen Verluste

Von: Sabrina Hofer

Noch nie schien der Weg zum großen Geld so kurz und vor allem so einfach.

Während früher Vielen der Zutritt in die Casinos oder Cardrooms verwehrt blieb, ermöglicht heute das Internet vom Wohnzimmer aus einen schnellen Zugang zum Onlinepoker. Die Erfolgsgeschichte des damals 27-jährigen Online-spielers Christopher Bryan Moneymaker, der an seiner ersten Live-WM 2003 in Las Vegas gleich 2,5 Millionen Dollar gewann, gilt für viele als Beweis dafür, dass es jedem gelingen kann.



Nicht nur in Casinos wird gezockt, auch vom Wohnzimmer aus kann per Internet gepokert werden. Foto: Sabrina Hofer

Der 21-jährige Mathema-tikstudent Markus Feld-mann* hat es geschafft. Er ist im Oktober letzten Jahres von zu Hause ausgezogen und verdient sein eigenes Geld mit Onlinepoker. Vor zwei Jahren hat er mit Freunden im Internet angefangen zu spielen. „Wir haben damals bei PokerStars um zwei Cent gespielt. Just for fun.“ Mittlerweile lässt sich der gebürtige Berliner ein paar hundert Euro monatlich auszahlen. „Das Gewinnen gibt mir einen Kick. Während einer Glückssträhne fühle ich mich manchmal wie ein Pokergott“, sagt er. „Nach dem Abi hatte ich nicht sofort angefangen zu studieren. Daher hatte ich viel Zeit.“ Markus fing an, sich systematisch mit der Theorie des Spiels auseinander zu setzen und pokerte mehrere Stunden täglich im Netz.

Pokern ist kein reines Glückspiel. Die Gewinnchance eines Pokerblatts ist berechenbar und beruht auf Mathematik. Das nötige Know-how liefern unzählige Seiten im Internet. PokerStrategy.com ist gemäß ihrer Homepage die größte Pokerschule der Welt. Sie schenkt jedem neuen Mitglied 50 Dollar Startkapital und eine kostenlose Einführung. Um die Spieler bei Laune zu halten, hat PokerStra-tegy ein Bonussystem entwickelt, womit sich die Mitglieder je nach Spielstärke weiterbilden können. Zahlreiche Software, Foren und Videos, sowie Coaching unter den Spielern fördern die Weiterentwick-lung. Auf den empfohlenen Partnerseiten kann das Gelernte dann in die Tat hungsweise in Geld umgesetzt werden. PartyPoker, TitanPoker, FullTilt Poker und wie sie alle heißen, sind die eigentlichen Spielplattformen, die sich wie Casinos finanzieren. Für die Vermittlung von neuen Spielern erhält PokerStrategy von den Plattformen eine Provision.

Der Geldaustausch in den Onlinecasinos funktioniert nach einem Pyramidensystem. Die Schlechteren, die in den unteren Limits spielen, finanzieren die Gewinne in den höheren Limits. Je intensiver jemand spielt, desto mehr Erfahrungen sammelt er, was sich im Idealfall auf die Spielstärke auswirkt.

Der Psychologe Tobias Hayer von der Universität Bremen ist Mitglied im Fach-verband für Glücksspielsucht. Er findet die Marketingstrategien der Onlineanbieter, die das Pokerspiel als Sport oder Lebens-schule, die sich positiv auf die Persönlich-keitsentwicklung auswirken soll, äußerst problematisch: „Das Suchtpotential wird verschleiert. Die Anbieter verfolgen in erster Linie ihre eigenen ökonomischen Interessen.“ Hayer sieht die Gefahr des Onlinepokerns unter anderem in der Anonymität: „Im Internet gibt es keinerlei soziale Kontrolle. Auffälliges Spielverhal-ten wird von den Anbietern nicht unter-bunden.“ Der Psychologe warnt deswegen davor, mit Pokern den Lebensunterhalt verdienen zu wollen.

Markus kennt das Gefühl des unkontrollierten Spielens. Im Fachjargon bezeichnet man dieses Phänomen „tilten“. Irratio-nales Spielverhalten ist oftmals die Folge einer Pechsträhne: „Ich hatte auch mal so eine Phase, wo ich ganze Tage und Nächte vor dem Computer ver-bracht habe. Oft stand ich unter Druck. Ich dachte, dass ich so das verlorene Geld wieder zurückbekom-me. Mit Emotion spielen, ist aber einer der größten Anfängerfehler.“

Bevor Markus letzten Sommer sein Mathematikstudium begonnen hat, dachte er ernsthaft über eine Karriere als Pokerprofi nach. Während zweier Jahre intensiven Spielens realisierte er jedoch, dass ihn das Pokerspielen auf lange Sicht nicht zufrieden stellen würde. „Man kann damit sehr viel Geld verdienen. Es ist aber nichts, was der Gesellschaft nützt, deshalb möchte ich einen richtigen Beruf erler-nen.“ Er habe sich, seit er wieder einen geregelten Tagesablauf habe, gemäßigt: „Ich gehe täglich zur Uni und muss Hausaufgaben machen.“ Da Pokern jedoch seine einzige Einnahmequelle sei, stehe es noch immer weit oben auf der Prioritätenliste: „Andere gehen in Kneipen und kellnern, während ich mich vor den Computer setze.“

Seit Anfang September laufe es sehr gut: „Ich habe im September, Oktober, No-vember insgesamt 40 000 Dollar gemacht. Für Dezember bin ich nun jedoch ca. 2000 Dollar im Minus.“ Dennoch lässt sich das Ergebnis unterm Strich von 38 000 Dollar in vier Monaten sehen. Jemand, der einen Nebenjob bei einer Tankstelle oder im Supermarkt hat, kann von einem solchen Monatslohn nur träumen.

**Name von der Redaktion geändert*

Essig, Zucker, Sake und eine Prise Salz

Sushi zum Selbermachen

Von: Marina Choikhet



Panierte Makis gefüllt mit Lachs und Avocado.
Foto: Marina Choikhet.

Die leckeren Reisröllchen haben sich in Deutschland mittlerweile als neue Trend-Delikatesse etabliert. Das macht sich vor allem an der stetig wachsenden Anzahl der Sushi-Bars bemerkbar. Besonders in einer Großstadt wie Berlin sprießen sie wie Pilze aus dem Boden. Immer mehr Sushi-Fans verbringen ihre Abende mit Stäbchen in der Hand über den viereckigen Teller gebeugt…

Wanehava Khunson ist Sushi-Koch bei *Mr. Hai Life* in Berlin und fabriziert täglich über 400 Makis, Nigiris sowie andere Leckereien. Und der Meister garantiert: „Das wichtigste beim Sushi-Machen ist der Reis." Er sollte mit größter Sorgfalt ausgewählt werden, denn er ist die Basis einer jeden Sushi-Rolle. Eine Stunde vorher sollte der Reis gut gewaschen werden, am besten gleich dreimal bis das Wasser ganz klar wird. Je gründlicher der Reis gewaschen wurde, desto besser klebt er anschließend. Langkornreis eignet sich besonders gut für Sushi, denn dieser wird klebrig und kann daher mit Leichtigkeit mit Stäbchen verzehrt werden.

Wenn es um die Reiszubereitung geht, gibt es eine reiche Varietät an Kochmethoden. Wer gerne klebrigen Reis mag, sollte nach der Wasser-Reis-Methode kochen. Dies ist um eine einfache Methode und eignet sich deshalb gut für Anfänger.

Alles, was man dazu benötigt sind ca. 70g Reis, dazu 420 ml Wasser und ein bisschen Salz. Das müsste zumindest für einen Hungrigen ausreichend sein. Wer für mehrere Personen kocht, sollte sich merken, dass Reis und Wasser, unabhängig von Appetit und Anzahl der Gäste, immer in einem Verhältnis von sechs zu eins stehen müssen. Der Reis wird dann in das bereits kochende und gesalzene Wasser gegeben (je nach Menge sollten ein bis zwei Prisen Salz genügen). Die Kochtemperatur wird ein wenig heruntergeschaltet, damit der Reis nur noch mäßig kocht. Nach einer Viertelstunde Geduld kann dieser schließlich in einem Sieb abgegossen werden. Danach mit einem Schuss kaltem Wasser abschrecken, kurz abtropfen lassen und gut durchmischen.

Die fünfzehn Minuten „Wartezeit" lassen sich beim Zubereiten der Mischung perfekt überbrücken. Diese besteht aus fünf Esslöffeln Essig, einem Esslöffel Zucker, etwas Sake und einer Prise Salz. Zuerst müssen die Ingredienzien erwärmt werden, bis sich Zucker und Salz vollständig aufgelöst haben. In einem zweiten Schritt wird die fertige Mischung vollständig über den Reis gekippt. Schritt drei: Alles mit Elan kräftig durchmischen Owari – fertig!

Wer das einmal geschafft hat, kann stolz mit der „eigentlichen" Zubereitung der Sushi- Röllchen beginnen: Es wird ein Nori-Blatt (Seetang) quer halbiert und eine Hälfte mit der glatten Seite nach unten auf die Sushi- Matte gelegt. „Wichtig ist," so der Sushi-Meister Wanehava Khunson, „dass die Hände dabei trocken sind." Diese braucht man nicht zuletzt, um den Seetang zu einem Drittel gleichmäßig mit Reis zu bedecken. Obendrauf kommt je nach Lust und Laune Majonäse oder CreemCheese, dünngeschnittene Gurke und Avocado.



Guten Appetit.
Foto: Marina Choikhet

Bei einer richtigen Sake-Avocado-Inside-Out-Roll darf natürlich auch der rohe Lachs nicht fehlen. Hier muss genau aufgepasst werden, denn der Sushi-Mann meint: „Die meisten Menschen wissen gar nicht, wie man den Lachs schneidet und halbieren ihn quer." Darum machen wir es richtig und teilen den Lachs von oben nach unten. Hier noch ein wichtiger Geheimtipp von Wanehava Khunson: „Damit die Reiskörner nicht am Messer kleben bleiben, empfiehlt es sich vor jedem Einsatz das Messer in Wasser zu tauchen."

Und schließlich kommt die Sushi-Rolle mit Hilfe der Bambusmatte in ihre „natürliche" Form. Beim Rollen muss man besonders vorsichtig sein und nicht zu stark auf den Reis aufdrücken, damit noch Luft dazwischen bleibt und dieser nicht zu fest wird. „Wenn man das lange genug geübt hat, kommt man auch ins Rollen," meint der Meister. Er selber kann laut eigener Aussage „in nur 15 Sekunden eine Rolle zubereiten." Um sie zu verspeisen braucht er übrigens nur bemerkenswerte 30 Sekunden.

Aber in der Anfängerliga kann man sich, zumindest beim Kochen, auch etwas mehr Zeit lassen. Essen kann man dann so viel und so schnell wie man will, denn die runden japanischen „Snacks" schmecken nicht nur umwerfend gut, sondern sind auch noch sehr gesund.